

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal = Journal forestier suisse
Herausgeber: Schweizerischer Forstverein
Band: 129 (1978)
Heft: 12

Artikel: Gedanken zum Wald
Autor: Gut, B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-764393>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gedanken zum Wald ¹

Von B. Gut, Arlesheim

Oxf.: 907

Innerhalb des mittel-, nord- und westeuropäischen Raumes hebt sich, vom geologisch-geographischen Gesichtspunkt aus, das Gebiet, in dessen Zentrum die Schweiz liegt, als jenes hervor, das als Kerngebiet zwischen Norden und Süden, zwischen Osten und Westen vermittelt. Dieses Kerngebiet gliedert sich in vier voneinander getrennte Gebirge (Vogesen, Schwarzwald, Jura und Alpen) und in die dazwischenliegenden Gegenden (Mittelland, Oberrheinische Tiefebene). Es ist der Quellbereich der bestimmenden europäischen Flusssysteme bzw. ihrer wesentlichen Zuflüsse (Rhein, Rhone, Donau, Po). Kein anderes Gebiet der Erde gibt es, welches auf ebenso engem Raume eine ebenbürtige Vielfalt an geologisch und klimatologisch sich voneinander deutlich unterscheidenden Standorten aufwiese. Dieser Mannigfaltigkeit an Standorten entspricht eine ebenso erstaunliche Vielfalt der Vegetation und der mit ihr verbundenen Tierwelt. Es gilt: je verschiedenartiger die Standorte, um so zahlreicher die Pflanzengesellschaften, desto differenzierter die Tierwelt.

Die Diversität in ethnischer und kultureller Hinsicht steht aber diesem Reichtum im Naturhaften nicht nach. Denken wir nur an den bunten Strauss von Sprachen, die in verschiedenen Gegenden dieses Gebietes gesprochen werden, an die Vielzahl von künstlerischen, religiösen, sozialen und wissenschaftlichen Impulsen, die diesen Gegenden entsprungen sind. Erinnern wir uns z. B. der Vielzahl deutscher Dialekte (vom Elsässischen und Schwäbischen angefangen über das Baslerische, Bernische, Zürcherische usw. hin bis zum Walserdeutsch), der mit diesen Dialekten verbundenen Lebensformen der Menschen und der Landschaften, in denen diese Menschen wohnen.

Es kann kein Zweifel bestehen: An sich *fördert* Mannigfaltigkeit der Gestaltung *einer* Weltebene die Herausbildung einer entsprechenden — oder

¹ Vortrag vom 22.9.78, gehalten anlässlich der Jahresversammlung des Schweizerischen Forstvereins in Basel.

sogar noch grösseren — Vielfalt innerhalb jener Weltebene, welcher die zuerst genannte als Grundlage dient. «Fördern» heisst jedoch *nicht* «fordern»; «*fördern*» will sagen: die mannigfaltig gestaltete Grundlage gewährt die Möglichkeit zu differenzierter, vielfältiger Entwicklung; die Grundlage regt zur Vielfalt an, erleichtert deren Verwirklichung.

Und gerade hier liegen Adel und Gefahr des Menschen. Er kann sich dem ihn umgebenden Reichtum öffnen, sich von ihm inspirieren lassen, und seiner Gedankenwelt Differenziertheit, seinen Gefühlen Kultiviertheit, seinen Handlungen phantasievolle Sachgemässheit verleihen — oder aber er kann sich dem Reichtum um ihn herum verschliessen: dann stumpft er ab, verroht, erstickt in Routine.

Wozu all dies?

Sehen wir von den extremen abiotischen Faktoren ab, so sind Wälder, Haine, Pärke und Einzelbäume die bestimmenden Elemente naturnaher Landschaften. Indem wir die Wälder nutzen und pflegen, können wir den uns — als den höheren Lebewesen — gewährten Freiheitsraum entweder bloss ausnutzen: dann ignorieren wir die vom Gebiet her gewährte Möglichkeit zur standortgemässen Vielfalt, und wir errichten Forste elender Monotonie oder künstlicher, weil standortsfremder und lediglich konstruierter Musterung. Oder aber — wir lassen uns von der Herrlichkeit unseres Kerngebietes ansprechen: dann bemühen wir uns, die Besonderheiten des uns anvertrauten Bezirkes zu verstehen und bemühen uns, so zu handeln, dass das in den verschiedenen Standorten naturhaft (d. h. von sich aus) Veranlagte optimal sich auszuprägen vermag.

Diese Idee der Standortgemässheit hebt sich ebenso deutlich ab von dem Begriff der eintönigen Gleichförmigkeit wie von dem Begriff der mosaikartigen Kleinkariertheit. Die Idee ist landschaftsbezogen. Sie fordert uns auf, einheitliche Zonen als solche zu erkennen und dem Klimax des in ihnen Möglichen zur Erscheinung zu verhelfen. Wo man z. B. in ein zusammenhängendes, differenziertes, aber ausgeprägt einheitliches Waldkleid, das eine Landschaft charakterisiert, mosaikartig standortfremde Hölzer einbringt, hat man diese Landschaft ebenso, wenn auch in anderer Weise, beeinträchtigt oder sogar zerstört, wie wenn man die Hälfte des Waldes durch einen monotonen Forst ersetzt.

Vor hundert Jahren war es eine Pioniertat allerersten Ranges, einen Verfassungsartikel zu entwerfen und anzunehmen, der die Erhaltung der schon vorhandenen Waldungen sicherstellte. Bald darauf keimten die ersten Naturschutzbestrebungen, die sich vorerst, bis weit in unser Jahrhundert hinein, vor allem auf den Schutz einzelner Pflanzen- und Tierarten konzentrierten. Auch dies eine Pioniertat. — Seither ist der Blick für die ökologischen Zusammenhänge (im weitesten Sinne) gereift. Wir erkennen heute, dass in

das Geflecht von abiotischen und biotischen Faktoren nicht ohne ernste Gefährdung des Systems, oft nicht ohne Verluste eingegriffen werden kann. Wir erkennen ferner allmählich, dass wir Menschen mit den uns umgebenden Landschaften stärker verbunden sind, dass sie einen grösseren Einfluss auf uns haben, als wir noch vor kurzem wahrhaben wollten. Ich glaube daher, dass es heute an der Zeit ist, im Forstwesen zu einer neuen Pioniertat fortzuschreiten: Nicht nur um die Erhaltung der schon vorhandenen Wäldungen geht es, sondern um deren *standortsgemässe* Erhaltung und Pflege.

Erst auf diesem Hintergrund erhält auch der Gedanke an Reservate seinen vollen Sinn. Es wären dies Kernzonen von Bezirken, Beobachtungs- und Studienzonen, Inspirationsquellen für Förster und Laien, die ohne scharfe Grenzen in den bewirtschafteten Wald übergehen. Diese Gedanken sind von folgender Überzeugung getragen: Geologie, Klima, Flora und Fauna unseres Gebietes sind an sich verlässlichere Konstanten als die gerade herrschende Wirtschaftslage, als der augenblickliche Frankenkurs. Was ökologisch sinnvoll ist, wird auf die Dauer auch wirtschaftlich bestehen.

Dass die Hindernisse, die der Verwirklichung dieser Ideen im Wege stehen, gross sind, ist mir bewusst. Hindernisse sind aber kein Grund, den angedeuteten Weg nicht zu gehen oder ihn aufzugeben; im Gegenteil, sind die Ideen wahr, dann reifen und erstarken wir an den Hindernissen. Allerdings genügen die ökologisch-pflanzensoziologischen und forstwissenschaftlichen Erkenntnisse zur Verwirklichung der skizzierten Ideen nicht. Es gehört hierzu eine von jedem Einzelnen zu entwickelnde, umsichtige *Forstkunst*. Kunst setzt Wissen voraus, aber auch die Liebe zur Sache und das Vermögen, das in einer Sache Veranlagte in die Erscheinung zu versetzen.

Die Aufgaben sind gross. Aber da wir in diesem einmaligen, differenzierten Kerngebiet leben und wirken, sind wir dazu aufgerufen, dessen Reichtum und dessen Vielfalt — gerade im Hinblick auf die Menschen kommender Generationen — zu erhalten und zu pflegen. Hierzu wünsche ich Ihnen viel Erfolg!